

Jörg Stanko

GlücksSommer

Leseprobe

Pomaska-Brand Verlag



Bei jeder guten Reise sollte man
folgende neun Dinge erleben:
Liebe, Heldentum, Ekel, Komik, Schrecken,
Wundersames, Wut, Pathos und Friedvolles.

Mathva

Can anybody find me somebody to love?

Queen

Eins. Der Anfang vom Ende.

Frühling 2005 bis Sommer 2011

Atmosphäre: Was wird uns erwarten?

Die Wilden und die Unschuldigen war ein großer, unerwarteter Erfolg gewesen. Das Buch stand zwanzig Wochen lang auf der Bestsellerliste des *Spiegel*. Mit einem Mal hatte Conrad Eremit Geld. Richtig viel Geld, um tun und lassen zu können, wozu auch immer er Lust hatte. Er war ein gefragter Interviewpartner und ein gern gesehener Talkshowgast. Die Redakteurinnen lagen ihm zu Füßen und es waren nicht wenige, die er flachlegte. Sein Leben war schnell und zügellos. Empfänge bei der Ministerpräsidentin, durchgemachte Nächte, Auftritte bei der Literaturkritikerin Elke Heidenreich. Dort saß er mit – einem damals noch unbekanntem – Frank Schätzing zusammen, um ihn verbal an die Wand zu spielen. Nach seinem Erstlingsroman galt Eremit als junger, talentierter und erfolgversprechender Autor. Er wurde ins Englische und Französische übersetzt und als die Filmrechte verkauft wurden, schien das Glück perfekt zu sein.

Bea interviewte ihn für den Kulturteil der *Rheinischen Post*. Sie trafen sich auf der Aussichtsplattform des Düsseldorfer Fernsehturms, um dort einige Fotos zu machen. Der Autor, leger, mit wehenden langen Haaren im Wind, zu weit geöffneten Hemdsknöpfen und blondem Dreitagebart.

Anschließend gingen sie in der Altstadt noch etwas trinken. Es wurde spät. Ungefähr eine Woche später zog Bea bei ihm ein. Nach sechs Monaten heirateten sie und kauften eine geräumige Altbauwohnung in Essen-Rüttenscheid.

Conrad schrieb, rauchte, trank Kaffee und fühlte sich unsterblich. So musste sich der Zenit anfühlen. Bea fuhr weiterhin nach Düsseldorf und berichtete über die dortige Kunst-

und Kulturszene. Nachts saßen sie auf ihrem Balkon, tranken Wein und berauschten sich am Leben, am Erfolg und an sich selbst.

Die Schreibpausen verbrachte Conrad im *Café Mondrian*, direkt an der Rüttenscheider Straße. Er verachtete die Schnösel, die mit ihren Sportcoupés vorfuhren. Mit ihren gewachsenen Haaren, in Poloshirts mit hochgestellten Kragen, von Beruf Sohn, genehmigten sie sich ihren ersten Prosecco morgens um elf, spielten umständlich mit ihren Sonnenbrillen und lachten zu laut. Er war anders, dachte er, er hatte es aus eigener Kraft geschafft. Er war ein Gewinner, der Literat auf der Überholspur, und das würde auch so bleiben.

Bea baute sich einen begehbaren Kleiderschrank, sie fuhren regelmäßig in die Provence, genossen das Leben und wurden schwanger.

Ohne dass Conrad es recht bemerkte, wurde Beas Bauch runder und ihr Gang breitbeiniger. Kurz vor der Niederkunft war aus einer zarten Pflanze eine Walze geworden.

Sein zweiter Roman wurde von der Kritik verrissen. Die *Brigitte* fand ihn emotional unterkühlt und frauenfeindlich. Der *Spiegel* bedauerte, dass er sein Talent nicht gebrauchte, und Elke Heidenreich lud Conrad erst gar nicht mehr ein.

Das Geld wurde weniger.

Bea hatte aufgehört zu arbeiten, sie war mit ihrem Sohn Paul beschäftigt. Sie traf sich mit Freundinnen auf einen Latte Macchiato, verteilte Dinkelkekse an die Kinder, gab sich ganz ihrem Muttersein hin und pflegte nebenher ihre Krampfadern.

Conrad brach jeden Morgen der Schweiß aus, weil er nichts Vernünftiges mehr zu Papier brachte. Dass sein zweiter Roman ein Flopp war, hatte ihn schwer getroffen. Er tat weiterhin so, als würde er ernsthaft an einem neuen Projekt arbeiten, in Wirklichkeit fiel ihm aber nichts mehr ein. Für die ortsansässige Tageszeitung konnte er zum Glück eine Kolumne schrei-

ben. Mit zusätzlichen Film- und Buchkritiken hielt er die Familie finanziell über Wasser, aber die Luft wurde zusehends dünner. Bea war im Mutterglück. Wenn er das Thema Finanzen ansprach, zuckte sie mit den Achseln. Gegen die Wirkung von Hormonen war jedes rationale Argument nutzlos. Es ging bergab.

Zu der Zeit bekam Conrad eine Anfrage des Medizinjournals *Dr. Brinkmann*. Die Redaktion suchte jemanden, der gesundheitsspezifische Themen mit einer neuen Lockerheit an die Leserin bringen sollte. Da er in einer längeren Sinnfindungskrise sowohl einige Semester Medizin und Sport als auch Philosophie studiert hatte, kam Conrad diese Aufgabe sehr gelegen und auch machbar vor. Seine Kolumne *Bandscheiben für Anfänger* war sofort ein Hit. Er fand den Ton des Publikums und avancierte zum Experten für Rückenmuskeln, Walking und Stretching. Er arbeitete sich in Themen wie Herzinfarkt und Angstneurosen ein und plauderte zwanglos darüber. Zu seinem eigenen Erstaunen bekam er Fanpost und aus Conrad Eremit wurde *Doktor Conrad*. Je nach Mode wechselten sie das Kolumnenfoto. Mal zeigte es ihn in einem lockeren Sportdress, mal mit einem Stethoskop um den Hals. Sein neues Image machte selbst vor ihm nicht Halt. Er kaufte sich ein schnittiges Rennrad, trank Elektrolyte und verringerte den Umfang seines Schriftstellerbauches in nicht unerheblichem Maße. Er fühlte sich prächtig.

Was er nicht bemerkte, war, dass sich Bea schon seit längerem nicht mehr prächtig fühlte.

„Postnatale Depressionen“, diagnostizierte er.

„Drei Jahre nach der Entbindung?“

Bea sah ihn skeptisch an.

„Das kann schon mal dauern. Meine ganze Adoleszenz war eine einzige Depression und ich war noch nicht einmal schwanger.“

„Sehr witzig, Herr Experte.“

Tatsächlich war es so, dass Bea sich in ihrem neuen Leben nicht zurecht fand. Sich nur um Paul zu kümmern, war ihr zu langweilig. Zusätzlich halbtags zu arbeiten, war ihr zu stressig. Aufgaben abgeben konnte sie nicht. Die Haushaltshilfe war ihr nicht gründlich genug, der Fensterputzer zu schlampig. Das Kindermädchen zu hübsch und zu nachlässig.

Wenn Conrad sich nach ihrem Befinden erkundigen wollte, kam er ihr zu nah, wenn er es nicht tat, war er der Distanzheini. So kam es, wie es kommen musste, sie landeten vor dem Familiengericht. Sie behielt die schöne große Altbauwohnung in Rüttenscheid und er zog in ein Apartment in der Burgfeldstraße. Zentral gelegen, mitten im Niemandsland der Essener City, nahe der Heilsarmee. Ein schönes großes Kino mit vielen schlechten Filmen ganz in der Nachbarschaft. Zuerst genoss er seine neu gewonnene Freiheit. Er fuhr Rad, saß ganze Nachmittage in Straßencafés und intensivierte den Kontakt zu seiner Lektorin.

Die Besuche von Paul brachten ihn jedoch jedes Mal aus der Fassung. Immer wenn er da war, wurde ihm schmerzlich bewusst, wie sehr er ihn vermisste. Die kleinen gemeinsamen Inseln des Glücks wurden immer begleitet von schlaflosen Nächten und großen Einsamkeitsgefühlen. Er brauchte nach den „Papa-Stunden“ regelmäßig mehrere Tage, um sich neu zu sortieren.

Die Teamsitzung der *Dr.-Brinkmann*-Redaktion war an einem frühen Nachmittag in einer kleinen Villa in Süd. Für einen sommerlichen Augusttag war der Himmel ungewöhnlich stark verhangen. Bald würde es ein Gewitter geben. Sie hatten bereits die Themen für die Septemбераusgabe besprochen und waren gerade mit Layout-Fragen fertig, als Gunter Milram, der Chefredakteur, überraschend begann, ein neues Projekt vorzustel-

len. Zusätzlich zu den monatlich erscheinenden Hochglanzzeitschriften wollte er eine Reihe von Ratgebern rausbringen.

„Wie es jetzt so modern ist. Ein bisschen Eso, ein bisschen Fitness. Ein hübsches Mädels in einem knappen Outfit auf dem Titel“, referierte Gunter.

„Lifestyle, Lebensberatung und ein paar seriöse medizinische Statements dazu.“

„Conrad!“

Gunter schaute zu ihm rüber.

„Ich dachte, du könntest einen lässigen Ratgeber schreiben – wie entspanne ich mich im Alltag – in dreißig Tagen zum Glück ... so was in der Art – ein bisschen Zen, Yoga, du weißt schon. Eine leicht verdauliche Lektüre für Upper-Class-Frauen über 40.“

„Jo ...“

Conrad nickte zögerlich.

„Ist doch deine Zielgruppe.“

„Wie meinst du das jetzt?“

„Na, privat, meine ich. Du musst raus aus deinem Apartmentmief. Mach Schluss mit der Trauerkloßnummer. Gesundheitsbewusste Frauen 40+, die werden auf dich fliegen!“

„Dr. Conrad im Einsatz.“

Martina, die Redaktionsassistentin, grinste ihn an.

„Nee, ist klar.“

Conrad versuchte, emotional unbeteiligt zu schauen.

„Mach dir mal 'n paar Gedanken drüber.“ Gunter nickte ihm zu. Damit war das Thema für ihn erledigt.

Conrad nickte zurück. „Mache ich, Chef.“

Martina lächelte ihm zu. Er zwinkerte zurück.

Auf seinem Nachhauseweg machte Conrad einen Zwischenstopp in der Mayerschen Buchhandlung. Er fuhr mit der Rolltreppe in den zweiten Stock und flanierte in der Lebensberatungsabteilung auf und ab. Die Wechseljahre waren schwer

angesagt. Rückenleiden in Mode. Teerezepte für Zwei- und Vierbeiner ebenfalls sowie Tantra-Massagen für Singles, Paare und metrosexuelle Gruppen. Als eine engagierte, übergewichtige Buchhändlerin ihre dicke, schwarzumrandete Hornbrille abnahm und ihn ins Visier, warf er den Tantra-Ratgeber in russischem Stil über die Schultern, um sich in die Eigenurin-Therapie einzuarbeiten.

Gefühlte drei Stunden später verließ er die Buchhandlung mit einem *Tao-Te-King* von Laotse im Gepäck, den Dialogen von Sokrates und Platon in einer überarbeiteten Ausgabe, einem Hatha-Yoga Ratgeber für Männer und einem Buch mit dem Titel *Sprechen mit Bäumen leicht gemacht*.

Zu Hause angekommen warf er eine Aspirin ein, kredenzte sich etwas Gebäck und einen doppelten Espresso und fing damit an, sein Arbeitsmaterial zu studieren. Inspiriert von Laotse brachte er folgenden Satz zu Papier:

Leben heißt zu sein. Zu sein heißt zu leben.

Er las den Satz mehrere Male durch, schaute aus dem Fenster und atmete tief ein und wieder aus. Er fand ihn gar nicht so übel. Aber es fehlte noch etwas.

Bewusst zu leben, heißt zu sein. Bewusst zu sein, heißt zu leben.

Schrieb Conrad. Ja, so war es. Er hatte das Thema der ersten Lektion seines Ratgebers: Bewusstheit. Sei dir deiner selbst bewusst. Nur so kannst du ein aktiver, gesundheitsbewusster und ethisch handelnder Mensch sein.

Die 40+Frauen-Welt würde ihm auf Yogamatten zu Füßen liegen. Er würde das alles bei einem Grünen Tee mit ihnen besprechen. Aber nur in Einzelsitzungen!

Er kritzelte noch einige Sätze aufs Papier, dann kam er ins Grübeln. Bewusst zu leben, heißt zu sein. Lebte er selbst bewusst? *War er* in diesem Sinne? Er legte seinen Stift zur Seite. *Ich denke, also bin ich*, kam ihm in den Sinn. Von wem war

das noch mal? Leibnitz? Aber war das überhaupt so, waren Gedanken ein Beweis für Lebendigkeit? Er dachte immer so viel Unsinn.

Conrad kehrte das Ganze um: *Was bin ich, wenn ich nicht mehr denke?* Der Gedanke gefiel ihm. Er wiederholte ihn leise vor sich hin. *Was bin ich, wenn ich nicht mehr denke? Alzheimerkrank*, hörte er die Stimme seines Vaters in sich sprechen. Nein, jetzt keine Witze, im Ernst: Was war er, wenn er nicht mehr dachte?

Stille? Sein? Nur Körper? Alles zusammen?

Bin ich, wenn ich nicht mehr denke? Ja ich bin!

Ich bin, der ich bin.

Das gefiel ihm.

Bist du der, der du bist?, schrieb er aufs Papier. Er war zufrieden, beschloss, in seinem Ratgeber mit Fragen zu arbeiten, und assoziierte weiter:

Wer bist du, wenn du bist? Wenn du bist, wer bin ich?

Bin ich du?

Ich und du, Müllers Kuh, Müllers Esel, das bist du.

Wenn du bist, was ist das Sein?

Wer sagt dir, dass du bist?

Woher weißt du, dass du bist?

Das Telefon klingelte, es war Bibi, seine Lektorin. Eigentlich hieß Bibi Brigitte, aber weil sie mit ihren roten Haaren, ihrer Nickelbrille und ihrer schmalen Figur aussah wie Bibi Blocksberg, nannten sie alle nur Bibi.

„Hallo, Bibi!“

„Hallo, Conrad, wie geht's?“

„Blendend! Du weißt ja, es wird nur noch wenige Wochen dauern, bis ich einen neuen Bestseller geschrieben habe.“

Bibi hatte seinen ersten Roman lektoriert und seine Erfolgs-story von Anfang an miterlebt. Seinen Absturz ebenfalls.

„Ach, Conrad, du musst was schreiben. Bleib in Übung, irgendwann läuft es schon wieder.“

Bibi versuchte immer wieder, ihm Mut zu machen.

„Ich schreib doch ...“

„Ja, diesen Doktor-Brinkmann-Scheiß.“

„Dieser Doktor-Brinkmann-Scheiß füllt mir immerhin den Kühlschrank.“

„Aber macht er dich glücklich?“

Er führte mit Bibi immer das gleiche Gespräch. Das war Erpressung. In ihrer Vorstellung war es unmoralisch, nur des Geldes wegen zu schreiben.

„Was soll ich denn deiner Meinung nach machen?“, fragte er sie.

„Vergiss einfach *Frauen in Sandalen*, du musst nach vorne schauen.“

(*Frauen in Sandalen* war sein zweiter Roman gewesen, in dem er es ein wenig mit den Geschlechterklischees übertrieben hatte.)

„Schreib was Nettes über Frauen, nicht immer über dieses ganze Emanzipations-Gedöhs, das kann kein Mensch mehr hören! Achtzig Prozent aller Romanleser sind Frauen. Oder andersherum ausgedrückt, nur zwanzig Prozent aller Leser sind Männer. Denk dir was Romantisches aus. Eine Liebesgeschichte mit Happy-end und Herzschmerz.“

„Du meinst also, ich soll den ganzen Doktor-Brinkmann-Scheiß durch Rosamunde-Pilcher-Scheiß ersetzen?“

„Ach, ich weiß es doch auch nicht“, schnaufte Bibi.

„Ich möchte mich am liebsten für eine Weile zurückziehen. Dann könnte ich parallel an meinem Ratgeber *und* an einem neuen Roman schreiben.“

„Du schreibst einen Ratgeber?“

Conrad fiel für einige Sekunden in ein peinliches Schweigen.

„Ja, Gunter will eine Doktor-Brinkmann-Ratgeberreihe herausbringen. Best-Ager-, Fitness-, Eso-Happy-Lucky- und so weiter -Büchlein.“

„Du bist ja tiefer gesunken, als ich dachte.“

„Danke für die Blumen! Nein, im Ernst. Ich hab so ein Gefühl. Ich kriege es noch nicht ganz zu fassen, aber ich habe so eine Ahnung von einer Geschichte.“

„Kein Männerfrustroman?“

„Nein, Weltliteratur. Die einsame und empfindsame Seele auf der Suche nach dem Rausch des Lebens oder zumindest nach dem Glück. So was in der Art.“

„Aha. Glaubst du dran?“

„Ja, schon!“

„Das ist gut! Bleib dran. Mach dir Notizen!“

„Ja, Mami!“

„Conrad, ich meine das wirklich. Du hast das Potential. Du hast es uns doch allen bewiesen, dass du schreiben kannst!“

„Es ist so lange her ... und ehrlich gesagt, in dieser Klitsche hier sagt die Inspiration selten Hallo.“

„Vermisst du Bea?“

„Ich vermisse Paul!“, sagte er nach einer kurzen Pause.

„Aber er kommt doch regelmäßig.“

„Mit einem kleinen Koffer ... wir spielen was, kochen Nudeln mit Tomatensoße und wenn wir uns aneinander gewöhnt haben, muss er wieder weg. Wenn wir abends im Auto vor Beas Wohnung sitzen, will er nicht zu ihr raufgehen.“

„Och, Mensch, ihr dürft darunter nicht so leiden.“

„Es ist so schwer.“

„Vielleicht ist es eine gute Idee, dir eine Auszeit zu nehmen.“

Eine Woche später war es so weit. Conrad saß in seinem gelben Kangoo (Paul sagte immer: „Der Papa fährt ein Postauto“) und fuhr in Richtung Côte d’Azur. Im Kofferraum lag

sein neues Fahrrad, ein blaues *Checker Pig*. Auf dem Rücksitz ein kleiner Koffer mit Wäsche sowie eine große Tasche mit ausgewählter Lektüre, einigen mehr oder weniger ausgearbeiteten Manuskripten und seinem Notebook. Gunter hatte er relativ schnell davon überzeugen können, dass ein Schreiburlaub dem geplanten Ratgeber gut tun würde. Bea hatte seine Pläne nur lakonisch mit einem „was du nicht lassen kannst, musst du tun“ kommentiert.

Schwer war es mit Paul gewesen. Er hatte ihm erklärt, dass der Papa ein neues Buch schreiben und dass er dafür Ruhe brauchen würde und eine schöne Umgebung. Paul hatte nur genickt, sich neben ihn gesetzt und ihn nicht mehr losgelassen. Sein Kopf lag auf Conrads Brustkorb und er drehte mit seinen kleinen Fingern in den Kordeln seines Kapuzenpullovers.

„Du musst mir das Buch aber vorlesen, wenn du zurückkommst“, hatte er schließlich gesagt. Den Einwand seines Vaters, dass es sich um ein Buch für Erwachsene handeln würde, hatte er abgelehnt.

„Egal.“

Conrad versprach ihm zu schreiben und sie würden regelmäßig miteinander telefonieren.

Als er schon auf dem Treppenabsatz stand, rief Paul hinter ihm her:

„Papi?“

„Ja?“

„Du kommst doch wieder, oder?“

„Natürlich komme ich wieder“, stammelte er und machte ein kurzes, unbeholfenes Winken, bevor er um die Ecke hastete, weil ihm die Tränen kamen. Paul hatte gemerkt, dass er auf der Flucht war.

Zwei. Wenn wir doch alle Franzosen wären.

Atmosphäre: etwas kitschig

Am liebsten fuhr Conrad nachts. Er mochte dieses leicht überdrehte Gefühl von Müdigkeit, Aufregung und Koffein in den Adern. Im CD-Spieler lief John Coltrane. Ab und zu fuhr er auf einen Rastplatz, um sich einen frischen Kaffee zu holen. Der warme Asphalt roch nach Abenteuer und Neuanfang.

Er würde sich für ein paar Wochen, vielleicht auch länger, bei Mathieu einnisten. Mathieu war ein Schriftstellerkollege, den er vor einigen Jahren für eine Literaturzeitschrift interviewt hatte. Damals war es Mode, dass sich erfolgreiche Autoren gegenseitig befragten, was bestenfalls auf eine lockere Konversation hinauslief, im schlimmsten Fall auf eine schrecklich intellektuelle Selbstbeweihräucherung.

Mathieu war damals auf einer Lesereise durch Deutschland gewesen und sie hatten sich in Rotenburg ob der Tauber getroffen. Nachdem sie den offiziellen Teil hinter sich gebracht hatten, liefen sie wie kleine Jungs über die mittelalterlichen Stadtmauern und spielten Ritter und Gendarm. Es war so etwas wie Liebe auf den ersten Blick. Später betranken sie sich und diskutierten über die unterschiedlichen Lebensarten und -unarten der Deutschen und der Franzosen. Conrad beglückwünschte Mathieu dazu, auf der besseren Seite geboren worden zu sein, auf der Seite von Proust, Hugo und Sartre. Mathieu meinte, das sei alles nichts gegen Spätzle und Nürnberger Rostbratwürstchen und wenn es nach ihm ginge, würde er sofort tauschen wollen. So kam es, dass sie Freunde wurden, sich regelmäßig gegenseitig besuchten und dabei (zwangsläufig) die ein oder andere Weinflasche leerten.

Seitdem Mathieus Frau vor einigen Jahren bei einem tragischen Autounfall ums Leben gekommen war, hauste er alleine

in einem kleinen, alten Bauernhaus irgendwo zwischen Meer und Esterelgebirge. Das etwas heruntergekommene Steinhaus war umgeben von einem malerischen verwilderten Garten. Im Erdgeschoss gab es eine große offene Küche und ein Wohnzimmer mit Kamin, das zugleich Mathieus Arbeitszimmer war. Entlang der Wände stapelten sich, völlig ungeordnet, seine Bücher. Im ersten Stock gab es drei kleine Schlafzimmer. Das Badezimmer war über einen Innenhof zu erreichen, in dem Stockrosen und Malven wuchsen, und befand sich in einer umgebauten Garage. Rings um das Haus breiteten Lavendelbüsche und Rosen ihren Duft aus. Unter dem Küchenfenster roch es nach Thymian und Rosmarin. Das totale Klischee.

Jedes Mal, wenn Conrad den staubigen Weg zu Mathieus Haus hinauffuhr, kam ihm derselbe Gedanke. Wie es so da lag, eingebettet zwischen Olivenbäumen und Zedern, war es einfach *der* perfekte Ort. Wenn man auf der Terrasse saß, konnte man das Meer am Horizont erblicken. Auf der anderen Seite sah man die rotbraunen, zerklüfteten Felsen des Gebirges.

Als er vor dem Haus parkte, kam Mathieu angerannt. Der Franzose trug eine blaue Latzhose und einen großen Strohhut. Wild gestikulierend breitete er die Arme aus, schlang sie um Conrad, klopfte ihm etwas zu fest auf den Rücken und gab ihm Küsschen auf beide Wangen.

„Mon Ami! Schön, dass du endlich da bist.“

„Ja“, stimmte Conrad ihm zu.

Die ganze Zeit über hatte er eine Anspannung gefühlt, die jetzt nachließ. Mathieu führte ihn direkt auf die Terrasse.

„Möchtest du etwas trinken. Einen *petit apéritif*? *Un Pastis*? *Un petit vin rouge*?“

„Ach, Mathieu, ist das schön, wieder hier zu sein. Nein danke, vielleicht später. Hast du ein Wasser?“

„*Un verre d'eau*? Ein Wasser? Sie sind verrückt, diese Deut-

schen. Gut, ich serviere dir ein Wasser, aber danach nehmen wir einen guten Schluck. *N'est pas?*“

Conrad nickte.

„*Bien sûr*, natürlich!“

„Nun, mein Freund, wie geht es dir?“

Mathieu nippte an seinem Kaffee. Sie saßen jetzt schon eine Weile auf der Terrasse vor dem Haus und schauten aufs Meer.

„Willst du die höfliche oder die ehrliche Variante?“

„*Mon Dieu*, die ehrliche natürlich“, Mathieu schüttelte missbilligend den Kopf.

„Mies. Um es auf den Punkt zu bringen. Mir geht es mies.“

„*Pourquoi?* Warum?“

„Bea und ich haben uns getrennt, das habe ich dir ja schon am Telefon erzählt. Jetzt hänge ich in einer kleinen Apartmentwohnung rum, mit Blick auf einen Schulhof, sehe Paul einmal die Woche und das Schlimmste ist, ich bin völlig uninspiriert. Ich habe keine Ideen. Der Druck ist enorm hoch. Ich bin ständig pleite. Das lässt mich nicht unbedingt entspannt arbeiten.“

„*Oh là là*, das hört sich anstrengend an.“

„Das *ist* definitiv anstrengend!“

„Du kannst so lange bleiben, wie du willst. Fühl dich wie zu Hause. Pass auf! Mit dem Blick auf das Meer, den Geräuschen der Zikaden im Hintergrund und einem guten Glas Rotwein ab und zu schreibt sich dein Buch bald ganz von allein.“

„Dein Wort in Gottes Ohr.“

„Woran schreibst du?“

„Ich habe zwei Projekte. Einen Ratgeber und einen Roman.“

„Einen Ratgeber? Dann ist es wirklich schlimm! Für wen soll er denn sein? Für unentspannte Schriftsteller?“

Mathieu grinste. „Für unentspannte, gelangweilte Hausfrauen. Du weißt schon: Entdecke deine innere Quelle, ganz entspannt im Hier und Jetzt und so weiter.“

„Also genau dein Thema?“

„Das kannst du jetzt aber nicht so einfach verallgemeinern“, insistierte Conrad. Aber eigentlich hatte Mathieu den Nagel auf den Kopf getroffen. Genau das war sein Problem, seine innere Quelle war versiegt.

„Ich könnte jetzt ein Glas Wein vertragen“, sagte er.

Mathieu schaute tief in sein Glas. Es war schon spät. „Solange du daran glaubst, dass du keine Ideen hast, solange wirst du auch keine haben. So einfach ist das.“

„Ich weiß es nicht. Ich glaube, meine Blockade liegt irgendwo in meiner Kindheit begraben. Ich darf keinen Erfolg haben oder sowas“, lallte Conrad mit schwerer Zunge.

„Aber du hattest doch Erfolg. Großen Erfolg sogar!“

„Und ich bin nicht damit zurechtgekommen.“

„Wenn du meinst, der Hund liegt in deiner Kindheit begraben, dann schreib doch darüber. Wie gesagt, du kannst solange bleiben, wie du möchtest. Was fällt dir als erstes ein, wenn du an deine Kindheit denkst?“

Conrad dachte einen Moment lang nach.

„Unser Garten. Wir hatten einen wundervollen Garten. Groß, mit Obstbäumen darin. Apfelbäume, Pflaumen, Birnen und Kirschen. Einen weißen Flieder. Rosen. Himbeeren und Brombeeren. Ein kleines Paradies. In einem Sommerapfelbaum hatte ich ein Baumhaus.“

„Dein Gesicht wird sofort weich, wenn du darüber sprichst.“

„Ich glaube, ich habe mich nirgends wieder so wohl gefühlt wie dort. Hier in deinem Garten vielleicht ...“

„Oh, das freut mich.“

Mathieu lächelte ihn an. „Schreib über diesen Garten, schreib über den Geruch von Gras, über aufgeschlagene Knie, über den Duft von Rosen und das Gefühl von klebrigem Löwenzahnsaft zwischen den Fingern. Ich gehe jede Wette ein, dass deine Schreibblockade schnell vorübergeht.“

„Vielleicht hast du Recht.“

Mathieu holte eine Flasche Pastis, einen Wasserkrug, Eiskwürfel und zwei Gläser. Er schüttete in jedes Glas einige Eiskwürfel, gab einen guten Schluck von dem Anisschnaps dazu und verdünnte das Ganze mit Wasser.

„Darauf stoßen wir an!“ Mathieu hielt ihm ein Glas hin. „Auf die Gärten der Kindheit. Auf den Kuss der Muse.“

„Ich hoffe, ich bekomme ihn bald.“

„Ich glaube, du hast ihn schon bekommen“, orakelte Mathieu.

In dieser Nacht schlief Conrad so gut und tief, wie seit langem nicht mehr. In seinen Träumen durchwanderte er unendliche Gärten. Die Bäume darin warfen ihre Blätter ab und aus den herabfallenden Baumkleidern wurden beschriebene Buchseiten. Kaum hatten die Bäume ihr Laub verloren, erblühten sie erneut und in den unglaublichsten Farben. Ein einzelnes Blatt wurde lange vom Wind hin und her geschaukelt. Plötzlich lag er auf ihm. Ein Windstoß ließ es bis nach Deutschland fliegen, direkt in Pauls Kinderzimmer. Dort senkte es sich in dessen Herz und hinterließ die Worte „Papa hat dich lieb“. Paul drehte sich zufrieden um und grunzte.

Conrad wurde von der morgendlichen Sonne geweckt. Ihre Strahlen schienen verheißungsvoll durch die nur halb geschlossenen Holzlamellen der alten Jalousien. Er wankte die Treppe zur Küche hinunter, in der Mathieu bereits dabei war, Kaffee zu kochen. Als er Conrad sah, nahm er die Milch vom Herd, schüttete sie in eine große Schale und goss aus einer alten Espressokanne Kaffee dazu.

„Guten Morgen!“

„Morgen!“ Mathieu nahm ihn leicht bei den Schultern und gab wieder Küsschen.

„Gut geschlafen?“

„Sehr gut“, antwortete Conrad. „Mit dem fernen Wellenrauschen in den Ohren geht es gar nicht anders.“

Mathieu nickte und stimmte ihm zu. „*Tu as raison*. Du hast Recht. Man kann hier gar nicht anders als gut schlafen. Und falls es mal nicht so sein sollte, macht der Pastis von ganz alleine seine Arbeit.“

Sie lachten, nahmen die Milchkaffeeschüsseln und Croissants mit auf die Terrasse und saßen dort, schweigend, in einem Gefühl der Eintracht, eingebettet in eine wunderbare Landschaft, die sich bis ans Meer zog. Das Meer wiederum vervielfältigte das Glitzern der Sonnenstrahlen, indem es die kleinen Lichtpunkte, die auf das Wasser fielen, tausendfach wieder spiegelte.

Nach dem Frühstück verabschiedete sich Conrads französischer Freund, um einige Besorgungen zu machen. Conrad holte sein Notebook hervor, setzte sich wieder nach draußen, machte ein paar Fingerübungen und legte, ähnlich einem Klaviervirtuosen, seine Fingerkuppen auf die Tastatur. Ohne groß darüber nachzudenken, fing er an zu schreiben.

Drei. Sprachlos.

Atmosphäre: traurig

Endlich hatte die Quälerei ein Ende gehabt. Sybilles Mutter war in der Nacht von Sonntag auf Montag gestorben. Als hätte sie darauf gewartet, alleine gehen zu können. Den ganzen Sonntagnachmittag hatten Sybille und ihr Bruder Martin an Mutters Bett gegessen. Die Krankenschwestern hatten ihr das Gebiss herausgenommen. Sie atmete tief, mit offenem Mund, so, als wollte ihre Seele direkt dort entweichen. Mit kleinen Q-Tipps hatten sie immer wieder ihre Mundhöhle befeuchtet. Spätabends war Sybille völlig übermüdet nach Hause gegangen, um ein paar Stunden zu schlafen.

Sie war über die regennassen Straßen gefahren, ohne es recht zu bemerken. Fast hätte sie sich in der Stadt verirrt, in der sie seit über vierzig Jahren lebte. Nach zwei Gläsern Martini, die sie sich zu Hause angekommen genehmigt hatte, war sie in einen tiefen traumlosen Schlaf gefallen.

Das Läuten des Telefons holte sie am nächsten Morgen in die Wirklichkeit zurück. Eine Schwester vom Frühdienst teilte ihr mit, dass ihre Mutter um 5.30 Uhr entschlafen sei. Sie benutzte wirklich dieses seltsame Wort: entschlafen.

Sie murmelte ein kurzes „mein Beileid“ und war wohl gedanklich schon wieder bei den Aufgaben ihres Arbeitstages angelangt.

„Danke“, hatte Sybille hervorgepresst, sonst nichts. Sie hatte einfach aufgelegt und war stumm vor dem Telefontischchen im Flur zusammengesackt. Dann fing sie an zu zittern. Stumme Tränen liefen ihr über das Gesicht. Später konnte sie sich nicht mehr daran erinnern, wie lange sie dort, auf dem kalten Parkettboden, gelegen hatte. Weil ihr erbärmlich kalt gewor-

den war, stand sie irgendwann wieder auf und ging in die Küche, um sich einen Tee zu kochen. Bei den ersten Schlucken spürte sie das erste Mal so etwas wie Erleichterung.

Endlich! Wie lange war das so gegangen? Gefühlte zehn Jahre. In der objektiv messbaren Zeit (wenn es die überhaupt gab) waren nur zweieinhalb Jahre vergangen.

Es hatte plötzlich im Herbst angefangen. Das Krankenhaus hatte bei ihr im Büro angerufen. Ihre Mutter habe „einen Schlag“ bekommen. Die Nachbarn hätten sie im Garten entdeckt und sofort den Notarzt gerufen. Der hatte deren schnellen Einsatz gelobt und gemeint, dass sie dadurch das Schlimmste verhindert hätten. Was er auch immer damit gemeint hatte. Etwas Schlimmeres als die darauf folgenden Jahre konnte Sybille sich kaum vorstellen.

Nachdem sie ihre Mutter Maria in einer Rehaklinik wieder leidlich hergestellt hatten (sie konnte immerhin mit einem Stock laufen und sich sprachlich einigermaßen verständlich machen), fiel sie erneut und brach sich einen Oberschenkelhalsknochen. Wieder im Krankenhaus ereilte sie ein weiterer Schlaganfall. Diesmal konnte sie danach kaum noch sprechen. Der Sabber lief ihr aus den Mundwinkeln, während sie hilflos auf Gegenstände zeigte und immer wieder „Komm doch ...“ sagte.

„Komm doch“ hieß: Ich muss auf Klo. „Komm doch“ entglitt ihr, wenn sie die Kaffeetasse gereicht bekommen wollte. „Komm doch“ war einfach alles: „Lass uns spazieren fahren, ich möchte ein Stück Kuchen, ich vermisse deinen Vater ...“ Zumindest, soweit es Sybille beurteilen konnte. Ganz sicher war sie sich nie. Auch nicht über den geistigen Zustand ihrer Mutter. Manchmal nickte sie zufrieden, wenn ihre Tochter sie verstanden hatte. Aber immer öfter brach sie in Tränen aus und schüttelte verzweifelt den Kopf, wenn sie sich nicht verständlich machen konnte.

Der Beinbruch verheilte zwar, aber das Gehen funktionierte nicht mehr richtig. Nach einem erneuten und erfolglosen Aufenthalt in einer Rehabilitationsklinik machte sich Sybille auf die Suche nach einem Pflegeheim für ihre Mutter.

Sie hatte es ihr mehrfach erklärt, warum und weshalb. Als sie schließlich mit dem Krankentaxi direkt ins Heim fuhren, redete ihre Mutter mehrere Wochen lang nicht mehr mit ihr. Die einzige Bewegung, die sie noch gut machen konnte, war ein Kopfschütteln, und davon machte sie reichlich Gebrauch.

Egal was Sybille ihr vorschlug, ihre Mutter schüttelte den Kopf. Sie brachte Erdbeeren mit, Mutters Lieblings-CDs und immer wieder frische Blumen. Ihre Mutter blieb stumm und wandte sich ab, sobald Sybille das Zimmer betrat. Irgendwann brach sie unter Tränen zusammen.

„Ach komm doch Mutter, was soll ich denn tun ... mach es mir doch nicht so schwer!“

„Ach ... komm doch ...“, antwortete ihre Mutter Maria, sah zu ihr auf und versuchte seit Wochen zum ersten Mal ein Lächeln.

Zwei Augenpaare schauten sich unter Tränenschleiern hindurch an und versuchten zu begreifen, was aus ihnen geworden war.

Von diesem Tag an wurde es besser, zumindest vorübergehend. Sybille konnte ihre Mutter zum Lachen bringen und sie machten kleine Ausflüge mit dem Rollstuhl. Die emotionalen Wogen schienen geglättet zu sein.

An einem Herbsttag saß Maria plötzlich völlig apathisch in ihrem Rollstuhl. Sie reagierte nicht mehr auf Ansprache. Ihr Arzt konnte nichts feststellen und ins Krankenhaus wollten sie sie nicht wieder bringen. Die Schwestern meinten, dass so was vorkommen würde, und streichelten Sybille über die Schultern. Maria schaute zum Horizont. Manchmal, wenn sie einen

Vogel sah, hob sie einen Arm und sagte „Da“. Manchmal hob sie einen Arm und zeigte auf irgendetwas, was niemand außer ihr sehen konnte.

Einige Tage später kam sie nicht mehr aus dem Bett. Die Schwestern versuchten mehrfach, sie auf die Bettkante zu setzen, aber sie sackte immer wieder in sich zusammen. Nachdem sie auch den Mund zum Essen nicht mehr öffnen konnte, legten sie ihr einen Schlauch in den Magen.

„Das ist gut“, versicherte ihr der Doktor, „wir wollen Ihre Mutter doch nicht verhungern lassen.“

Sybille hatte zu der Zeit schon lange den Überblick darüber verloren, was gut und was böse war.

Sie besuchte ihre Mutter weiterhin dreimal die Woche. Maria saß in einem Pflegerollstuhl und gab immer mal wieder ein Stöhnen von sich. Dabei zappelte sie mit Armen und Beinen, ohne dass hinter den Bewegungen ein Sinn zu erkennen war, und knirschte mit den Kiefergelenken. Wenn sie eine Hand von Sybille zu fassen bekam, hielt sie sie fest und legte sie an ihren Hals, das schien ihr zu gefallen. So saß Sybille dann bei ihr, sie schauten zum Fenster hinaus, oder zumindest Sybille tat das, und ihre Mutter, oder das, was von ihr übrig war, hielt ihre Hand, so fest, dass es ihr wehtat.

Manchmal streichelte Sybille ihr dabei über den Kopf, aber meistens saß sie nur da, wie gelähmt, und wusste einfach nicht, was sie tun sollte. An solchen Tagen brauchte sie abends einen halben Liter Rotwein, um wieder zu sich zu kommen. Irgendwann in dieser Zeit hatte sie aufgehört zu weinen, sie hatte keine Tränen mehr.

Die Beerdigungsformalitäten hatte sie wie im Halbschlaf erledigt. Ihr Bruder hatte die restlichen Sachen ihrer Mutter aus dem Altenheim geholt. Sybille selbst hatte sich um die Einladungen zur Beerdigung gekümmert. Ein paar alte Freundin-

nen waren gekommen, die Nachbarn und einige Klatschweiber, die immer auf den Beerdigungen waren.

Sie hatte am Grab gestanden, ohne etwas zu spüren. Dumpf nahm sie die Beileidsbekundungen an und schüttelte Hände. Beim anschließenden Kaffeeklatsch hatte sie sogar einige Male gelacht. Aber eigentlich war sie innerlich schon abgereist. Sie hatte gleich nach den Tod ihrer Mutter im Büro sämtliche Urlaubstage eingereicht, die ihr zur Verfügung standen, und das waren, zusammen mit einigen Tagen Resturlaub, gar nicht mal so wenige. Sie wollte einfach nur weg.

Vier. Auf alten Wegen.

Atmosphäre: Ruhe- und rastlos. Aber irgendwie auch gut.

Franz war vor zwanzig Jahren mal Sybilles Lover gewesen. Ihre erste große ernstzunehmende Liebe. Und vielleicht war er sogar ihre einzige große Liebe geblieben.

Damals hatten sie sich vertraut und bedingungslos füreinander geöffnet. So eine Beziehung hatte Sybille nie wieder gehabt. Mag sein, dass Zeit vergoldet. Aber diese frische erste Liebesbeziehung, die diesen Namen auch verdiente, hatte sie mit niemandem in ihrer Intensität und Leichtigkeit wiederholen können.

Sie waren fast noch Kinder gewesen und irgendwie auch mächtig erwachsen, vielleicht viel erwachsener als heute. Sie hatten Ideen und Pläne. Sie wollten die Welt retten, nicht mehr und nicht weniger.

Franz war Zivi mit zotteligen, langen, blonden Haaren, spak-sigen, dünnen Beinen und noch dünneren Armen gewesen, eher eine Schlingpflanze als ein Mann. Herrschaftsfrei sollte ihr Leben sein und alternativ. Im Einklang mit der Natur. Konkret umgesetzt hieß das: Matte statt Frisör. Fahrrad fahren statt Auto. Biojoghurt aus Gläsern statt aus Plastikbechern. Beim Spülen wurde es allerdings schon schwierig. So verschimmelten haufenweise fast leere und ökologisch einwandfreie Biojoghurtgläser in Franz' Wohnungsflur ihrer endgültigen biologischen Bestimmung entgegen.

Sein damaliger Vermieter behauptete später, Franz hätte dort irgendwelche Käfer gezüchtet, weil sich der giftgrüne Inhalt der Gläser bewegt hätte. Auch die heimliche Entwicklung von Drogen oder biologischen Waffen schien dem Feinkosthändler nicht ganz abwegig zu sein. Er hätte Franz am liebsten vor die Tür gesetzt. Da Franz ihm aber damit drohte, die Woh-

nung zu besetzen und der Feinkosthändler vor allem Geld und Ruhe liebte (seine Ehefrau hätte sicher noch seinen Mercedes erwähnt), nahm er die Gläserammlung notgedrungen hin.

Aber wen störten schon diese spießigen Kleinigkeiten. Es ging schließlich um ein Ideal. Während Franz samstagsmittags bei Nicaraguakaffee die *taz* studierte, wusch der Feinkosthändler sein Auto im Hof. Er wienerte, hauchte und polierte. Er kreiste Schwämme, Hüften und verkalkte Schultern. In kurzen, kakifarbenen Hosen und olivgrünen Gummistiefeln hörte er dabei sein Lieblingslied *Diamonds are the girls best friend*, zart ondoliert von Marilyn Monroe.

Franz hatte die Fenster geöffnet.

„Wird eh wieder dreckig.“

Der Delikatessenhändler unterbrach das Tänzchen um sein Auto, schaute nach oben und machte eine abwinkende Bewegung.

„Von nix kommt halt nix!“ Rotzlöffel dachte er, verdammter Rotzlöffel.

Was für ein Spießier. Franz schloss das Fenster geräuschvoll.

Jetzt machte der Feinkosthändler da unten einen auf Macker und auf souverän weltmännisch. Wenn samstagsmittags die Arzt- und Rechtsanwältsgattinnen mit Porsche oder Bugatti vorfuhren, um ihre Bestellungen abzuholen, lief er devot vor oder hinter ihnen her, belud Kofferräume mit Präsentkörben und Rotweinflaschen, bedankte sich überschwänglich und schlefte dabei stets mit seiner roten Nase kurz über dem Pflaster seiner Garageneinfahrt. Hätte er ein Schwänzchen gehabt, er hätte damit gewedelt. *Gnädige Frau hier, danke da, keine Ursache, Grüße an den Gatten, beste Wünsche an die Damen vom Golfclub. Gute Reise nach Sankt Moritz.* Ein Upperclass-Dackel, der sich noch etwas darauf einbildete, einer zu sein.

„Bei Fuß“, knurrte Franz hinter dem geschlossenen Fenster, „bei Fuß!“

Wenn Sybille Franz so sah, liebte sie ihn. Er war so kompromisslos. Er hatte Vorstellungen vom Leben, Ideale, er wusste, was zu ändern war. Sie war immer das Mäuschen gewesen. Ambivalenz war ihr zweiter Vorname. Mit diesem Vollbartfundi würde sie alt werden. Das dachte sie mit einundzwanzig Jahren wirklich. Jetzt musste sie bei diesem Gedanken lachen.

Sie befand sich auf der Autobahn von Essen nach Freiburg. Franz war damals zum Studium in den Breisgau gezogen und dort hängengeblieben. Sie waren noch eine Zeitlang hin- und hergependelt und Sybille hatte verzweifelt versucht, mit den Studentinnen mitzuhalten. Aber sie war irgendwann nur noch die Steuerfachgehilfin. Als sie merkte, dass Franz sich in seinen alternativ bewegten akademischen Kreisen für sie schämte, hatte sie Schluss gemacht.

Ein halbes Jahr brauchte sie, bis sie nicht mehr weinen musste, wenn sie einen *Atomkraft-Nein-danke*-Button sah.

Ja, weinen konnte sie schon immer gut.

Mehrere Jahre hatten sie keinen Kontakt mehr zueinander gehabt, bis Franz irgendwann in den Neunzigern, mitten in der Nacht, plötzlich vor ihrer Wohnungstür stand. Seine ehemalige Studentenbraut und Noch-Ehefrau hatte ihn mit ihren drei gemeinsamen Kindern Lilly, Paul und Frederik verlassen, und er wusste nicht wohin.

Verwundert hatte sie ihn hereingebeten, ihm einen Lindenblütentee gekocht und ihn am nächsten Morgen grinsend in ihrem Bett vorgefunden.

„Ich hab dich die ganzen Jahre über total vermisst“, behauptete er ernsthaft.

„Das meinst du jetzt nicht wirklich.“ Sybille schaute ihn skeptisch an. Er war um die Hüften recht rundlich geworden.

„Doch, diese Leichtigkeit des Lebens, die habe ich immer nur mit dir gespürt.“

„Weil ich immer nur genickt und den Worten des Herrn ehrfürchtig gelauscht habe.“

„Lass es uns nochmal miteinander versuchen!“

Franz schaute mit großen Augen.

„Du hast sie wohl nicht mehr alle. Tauchst hier nach einer Ewigkeit auf und meinst, du kannst bei mir wieder landen? Du bist so ein Idiot!“

Kurzerhand nahm sie sein Hemd, seine Hose und seine Schuhe und warf sie aus dem Fenster.

„Verpiss dich!“ Sie öffnete ihre Wohnungstür und zeigte unmissverständlich hinaus ins rot betteppichte Treppenhaus.

„Sybille.“

„Hier ist nix mehr mit Sübülle.“

Sie machte seinen weinerlichen Ton nach.

„Raus!“

Franz ging tatsächlich. Wie ein verprügelter Hund.

Nach dieser Szene vergingen wieder einige Jahre, bis sie sich zufällig an der Regattastrecke des Baldeneysees wieder trafen. Er machte einen Anstandsbesuch bei seinen Eltern. Sie war gerade wieder Single geworden. Sie tranken ein paar Bier zusammen und beschlossen „alte Freunde“ zu werden, was sie ja eigentlich auch irgendwie waren. Sie telefonierten zwei-, dreimal im Jahr, schickten sich Postkarten aus dem Urlaub und gingen regelmäßig am zweiten Weihnachtstag zusammen ins Konzert und danach miteinander ins Bett.

So war es geblieben. Und nun fuhr Sybille in Richtung Freiburg, um sich von ihrem Freund und Ex-Lover trösten zu lassen. So können wir also gespannt darauf sein, was wohl noch so passieren wird.